

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 47.

Di-nstag, den 25. November.

1924.

(18. Fortsetzung.)

Die Dame im Rollstuhl.

Roman von Soez Elnestad.

(Nachdruck verboten.)

Der Amerikaner tat es und fand die Waffe in allen Läden geladen.

„Nun bin ich also wehrlos“, sagte Krag, „und es hat keine Gefahr. Sie selbst sind ja bewaffnet. Lösen Sie meine Hände, und beeilen Sie sich. Sonst stehe ich nicht für die Folgen ein.“

Mr. Franklin zögerte nun nicht mehr. Im nächsten Augenblick war Asbjörn Krag frei. Er streckte die Arme aus, als wäre die wiedergewonnene Bewegungsfreiheit der höchste Genuß für ihn.

„Ich habe Ihnen versprochen“, sagte er, „Ihnen den Aufenthalt des gefürchteten Verbrechers zu verraten. Ich pflege stets zu halten, was ich verspreche. Und obwohl jede Minute kostbar ist, will ich Sie doch zu ihm führen.“

Die Amerikaner legten die Hüte auf.

„Ist nicht nötig“, sagte Krag, „Harry Lewis ist hier.“

Die beiden Detektiven starrten Krag in sprachlosem Staunen an. Franklin konnte endlich sagen:

„Ich verstehe Sie noch immer nicht, Mr. Krag, Sie behaupten fortwährend, die Zeit dränge, und dann vergeuden Sie sie mit törichtem Scherzen. Harry Lewis wäre hier? Was wollen Sie damit sagen? Sind Sie selbst der berühmte Verbrecher, oder hegen Sie den Argwohn, daß einer von uns es sei?“

Krag nahm Franklin freundlich unter den Arm und fragte:

„Sie kennen ja wohl Harry Lewis?“

„Wie ich Ihnen bereits sagte, habe ich seine Bekanntschaft unter Umständen gemacht, die es mich nur einem Zufall verdanken lassen, daß ich noch am Leben bin. Ich würde ihn unter Tausenden erkennen.“

„Sehr schön, meine Herren, wollen Sie mir also folgen?“

Asbjörn Krag ging zu der verschlossenen Tür und öffnete sie.

Der Gefesselte dort drinnen hatte sich bis zum Bücherschrank hingewunden; dort lag er nun in halb sitzender Haltung, an den Schrank gelehnt. Seine wilden Augen glühten den Eintretenden entgegen.

Krag fragte kurz:

„Ist er es?“

Doch die Frage war eigentlich überflüssig. Er konnte aus den Mienen der amerikanischen Kollegen ersehen, daß er recht gehabt hatte mit seiner Annahme, der Gefangene sei der vielgesuchte gefährliche Verbrecher.

Franklin stürzte in das Zimmer hinein, beugte sich über den Gebundenen und murmelte wiederholt, als werde es ihm schwer, daran zu glauben: „Er ist es, bei Gott, er ist es! Und in festen Banden! Wie konnte das nur geschehen?“

Der gefährliche Bandit, der sich nun enthüllt sah, warf Asbjörn Krag einen rasenden Blick zu. Der Detektiv aber lächelte:

„Ich glaubte nicht“, sagte er, daß Sie so rasch Gelegenheit finden würden, sich zu legitimieren. Es freut mich nun doppelt, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, da ich jetzt weiß, mit welchem bedeutenden Menschen ich es zu tun hatte.“

Er wandte sich an die amerikanischen Kollegen:

„Wollen Sie hier bleiben, meine Herren, oder kommen Sie mit zum Ball? Es gibt ja noch ein ganz Teil Arbeit zu bewältigen.“

Franklin sah seinen Kollegen an.

„Du oder ich?“ fragte er.

„Geh du“, antwortete dieser, „und ich bleibe hier und bewache ihn.“

„Das können Sie getrost tun“, sagte Krag.

Er prüfte nochmals nach, ob alle Fesseln in Ordnung waren, und verließ dann mit Franklin das Zimmer.

Der andere Amerikaner blieb in der Eigenschaft eines Wächters bei dem Abenteurer.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der Ball.

Es war kurz nach 1/11 Uhr, als Krag sich in Begleitung seines amerikanischen Kollegen in Frau Hages Pension einfand. Sie trugen keinen Frack, aber es war ja auch nicht ihre Absicht zu tanzen. Und das Fest sollte übrigens auch kein Ball im eigentlichen Sinn des Wortes sein, sondern vielmehr ein intimer einfacher Gesellschaftsabend mit Tanz. Asbjörn Krag begab sich merkwürdig ausgerüstet zu diesem Vergnügen: einen Revolver in der einen, einen photographischen Apparat in der anderen Tasche.

Die Kamera war so eingerichtet, daß er sie unsichtbar unter den Kleidern bei sich tragen und dennoch benutzen konnte. Er hatte sie einst für 1000 Mark in Berlin erstanden. Es war ein Apparat, unentbehrlich für Journalisten, Kriegskorrespondenten — vielleicht auch für Spione.

Auf der Treppe fragte Krag seinen Begleiter:

„Glauben Sie, daß sie tanzen wird?“

In Amerika war es ihr größtes Vergnügen“, antwortete Franklin. „Es gilt nur Zeugen dafür herbeizuschaffen.“

„Darum machen Sie sich keine Sorge“, meinte Krag. „Die Hauptsache ist, daß man ihre Lieblingsmelodie oder ihren Lieblingstanz spielen läßt. Wissen Sie vielleicht, welcher das stets war?“

„Allerdings! Damit haben auch wir gerechnet.“

„Nun?“

„Der „Geistertanz“ heißt ihr Lieblingstanz. Sentimental und melodisch. Sie tanzte ihn in Amerika leidenschaftlich gern.“

„Haben Sie Musik bestellt?“

„Ja, Klavier und Geige.“

„Schön. So sorgen Sie dafür, daß die Musiker jenen Tanz nicht früher spielen, als bis ich ihnen ein Zeichen gebe.“

„Soll geschehen.“

„Gehen wir also hinein. Man hört ja schon ihr heiteres Blaudern.“

Die Dame im Rollstuhl von der die beiden Herren soeben gesprochen hatten, war auch die erste, die sie bei ihrem Eintritt in dem Salon begrüßten, wo die Gäste der Pension fröhlich versammelt waren. Sie sah mitten im Schwarm in ihrem Rollstuhl und lächelte die Ein-

tretenden mit einem strahlenden Lächeln an. Sie reichte Franklin die Hand und sagte:

„Willkommen, Herr Arrangeur. Sie kommen spät.“
„Ich habe meinen Freund begleitet“, sagte dieser. „Leider kann er nicht zu unserem heiteren Fest kommen. Geschäfte, mein Fräulein, dringende Geschäfte!“

Allgemeines Bedauern über sein Fernbleiben. Dann aber richtete sich aller Aufmerksamkeit auf Asbjörn Krag, der ja in seiner wahren Gestalt noch nicht hier gewesen war. In demselben Augenblick kam die Wirtin herein, und als sie sah, wer der neue Gast war, brach sie auf der Schwelle zusammen.

„Ein Glas Wasser“, sagte Krag, „es wird schnell vorübergehen.“

Natürlich entstand eine allgemeine Verwirrung. Jeder wollte Wasser holen oder etwas anderes für Frau Hage tun, was völlig überflüssig war. Und inmitten der Aufregung fand Krag Gelegenheit, Frau Percivaline ins Ohr zu flüstern:

„Beruhigen und beherrschen Sie sich. Verraten Sie niemand, wer ich bin.“

Die Wirtin erholte sich rasch, und unter Krags hypnotisierendem Blick stammelte sie eine Entschuldigung: die vielen Anstrengungen des heutigen Tages seien schuld an ihrem plötzlichen Unwohlbefinden, doch nun sei schon wieder alles vorüber.

Nach diesem unerwarteten Intermezzo war die allgemeine Lustigkeit nur um so größer. Krag begrüßte die Varietédiva, die natürlich den Mittelpunkt im Kreise der Herren bildete und sich tadellos benahm.

„Sagen Sie, bin ich nicht tüchtig?“ fragte sie Krag. „Beständig unterhalte ich mich mit der Dame im Rollstuhl. Sie ist bereits meine intimste Freundin.“

„Aber wo ist denn Frau Habermann?“

„Ja, sie ist die einzige, auf die man nun noch wartet. Sie scheint allerdings keinem besonders zu fehlen, am allerwenigsten der armen Kleinen im Rollstuhl, die förmlich aufatmet, wenn sie ihren Quälgeist nicht in der Nähe weiß. Aber sie ist ja eingeladen, und so erwartet man sie.“

Krag beunruhigte sich nicht darüber. Er wußte, daß Frau Habermann nicht weit entfernt war, solange die Dame im Rollstuhl sich hier befand.

Nun wurden Erfrischungen gereicht. Die Türen zu dem großen Eßsaal wurden geöffnet, dieser war zum Zwecke des Tanzes ausgeräumt worden. Die Stimmung wuchs, und Krag sah zu seiner Befriedigung, daß Fräulein Kelly immer fröhlicher wurde.

Der Detektiv setzte sich neben seine Freundin vom Varieté.

„Nun ist Ihre Mission bald vollendet“, sagte er. „Nur noch um eine ganze Kleinigkeit möchte ich Sie bitten.“

„Was wünschen Sie nun wieder. Sie merkwürdiger Mensch? Soll ich es vielleicht machen wie die Wirtin und in Ohnmacht fallen oder sonst etwas Aufsehen-erregendes tun.“ „Nein, nichts derartiges.“

„So handelt es sich wohl wieder um den Rollstuhl?“

„Allerdings.“

Die Kleine schlug die Hände zusammen.

„Gott bewahre!“ zwitscherte sie. „Sie sind ja doch verliebt in sie.“ „Absolut nicht!“

„Aber was gibt's denn?“

„Hören Sie genau auf das, was ich Ihnen zu sagen habe. In einer Stunde werde ich Ihnen ein Zeichen geben.“

„Was für ein Zeichen denn?“

„Nun, vielleicht indem ich die Frage an Sie stelle, was Sie zu tun beabsichtigen, wenn Ihr Engagement hier zu Ende ist. Wollen Sie sich das merken?“

„Wenn Sie das fragen, hat es, also eine bestimmte Bedeutung?“

„Ja, allerdings. Dann sollen Sie unter irgend einem Vorwand den Rollstuhl mit in Ihr Zimmer nehmen. Sie haben der Kleinen zum Beispiel ein paar Photographien zu zeigen oder sonst etwas dergleichen.“

„Weiter nicht?“

„Weiter nichts.“

„Das ist allerdings die leichteste Sache von der Welt, denn sie geht — oder fährt für mich durchs Feuer, hahaha!“

Bortlesung folgt.

Das literarische Heiratsbureau.

Ein Geschichtchen aus dem galanten Leipzig.

Von Alexander v. Gleichen-Ruhwurm.

In ihrem behaglichen Salon, dessen grauoladierte Möbel sich hart von der hellgrünen Wand abhoben, empfing Frau Marianne Christiane v. Ziegler, geborene Romanus, Leipzigs Sappho, einmal in der Woche zum Tee und ließ meist für ausgewählte Freunde ein „Petit-Souper“ solgen, wie es in Paris Mode war. Wer sich zur großen und schönen Welt rechnete, wer literarischen Ehrgeiz besaß oder zu denen gehörte, die in Zeit- und Tagesfragen mitreden, drängte sich, der schönen und geistreichen Frau seine Aufwartung zu machen.

Da erschien bei der „Sprachmeisterin aller Deutschen“ wie Herr v. Loön in einem Briefe schrieb, des Geheimrat Gottfried gewichtige Persönlichkeit. Man stellte ihm einen besonderen schweren Stuhl neben das Sofa der Zieglerin, damit er die kleinen Möbel nicht gefährdet. Da kam des wichtigen Mannes liebevolle Gattin, Luise Adelaunde, und gleich mit ihrer Anmut seine Schwerfälligkeit aus. Da waren regelmäßige Besucher der heitere Lebenstüftler Balibalar v. Stimwehr, ein Herr v. Lamprecht und der elegante junge Professor Pöhlkopf, dem die Verse des „Renommist“ ein Denkmal setzen könnten:

Es rauschte Welt und Kos, es duftete das Haar,
Und um ihn her goß sich in süßer Atmosphäre
Lavendel und Jasmin, der schönen Welt zur Ehre.

Was Wunder, wenn die ältere ledige Weiblichkeit für ihn schwärmte und viele sentimentale Augen auf ihn gerichtet waren, so oft er vom Kolleg nach Hause ging. Besonders aber schwärmte für ihn die Jungfer Dordchen Reimerin, deren Herz so stark aufgelodert war, daß sie allwöchentlich zur Zieglerin kam, obwohl die Damen ihres Kreises den Kreis der Kalle rümpften über das allzu freie Treiben im „logenann literarischen Salon“.

So war wieder einmal ein Dienstag gekommen, an dem man sich eifrig, doch mit scherzender Leichtigkeit über das Recht des Hanswursten auf der Bühne stritt, als Jungfer Dordchen den Augenblick benutzte, indem sich Frau Christiane des Teetischs annahm, um zu ihr zu treten und ihr leise leidenschaftlich ins Ohr zu flüstern.

Während die anderen für oder gegen den Parlefin ins Feuer gerieten, gestand Dordchen der Freundin, daß Pöhlkopf das Glück ihres Lebens ausmache und daß die in Dichtung und Liebe gleich erfahrene Sappho der „Gegenwart“, diese sentimentale Angelegenheit zu vermitteln.

Frau Christiane, die nur mit halbem Ohr zuhörte, da sie sich viel mehr für das Schicksal des Hanswursten als für jenes der verliebten Kärrin interessierte, suchte sich mit einigen „sottises galantes“ aus der Sache zu ziehen. Sie machte eine Anspielung auf Bierreite, die wohl diesmal den Parlefin vergeblich anschwärmte, tat rasch eine Zitronenscheibe in die zweite Tasse Tee der Gottschewin und brachte ihr das stierliche Lächeln.

Es drängte die Beherrscherin des Salons, so schnell wie möglich in den Kreis der Redenden zurückzulehren, die ohne ihre laute Leitung zu wüthen, bereits wieder laut und deutlich wurden.

„Der Hanswurst ist nichts als ein Affe, die Bühne darf nie und nimmer zur Menagerie erniedrigt werden“, rief Gottschewin, und Herr Lamprecht, der gerade daran war, dem Leipziger Literaturpapst gegenüber heretisch zu werden, antwortete zum Entsetzen der Zieglerin:

„Mir ist wibige, wenn auch derbe Prosa im Munde des Parlefin lieber als geschwollene Verse, von einem Heldenvieler deklamiert.“

Gottschewin sprach auf, daß alle Lächeln wackelten.

„Da Sie nur gute, ja herrliche Verse machen, Herr Geheimrat, berührt Sie der Einwurf doch nicht“, begütigte die Zieglerin, und warf dabei Lamprecht einen beschwörenden Blick zu.

Doch dieser sagte spitz und langsam: „Ich ahnte natürlich nicht, daß sich unter Meister hätte getroffen fühlen können.“

Es lag Fehbestimmung über dem Salon und die Jungfer Reimerin erhielt von Pöhlkopf, den sie allzu gefühlvoll anheimelte, eine vernichtende Bombe, wie man in diesem Kreis wibige Abfertigungen nannte. Die Zieglerin nahm seine bissige Bemerkung auf und meinte mit einem Seitenblick auf Dordchen: „Für gestern muß ich übrigens den Hanswurst im Komödienhaus der Reuberin in Schau nehmen, er hat eine recht gute Bemerkung gemacht und gesagt: „Wer nach den Sternen guckt, fällt leicht in die Pfütze.“

Kaum die Tränen zurückhaltend, verabhieltete sich die Reimerin rasch unter einem fadenscheinigen Vorwand und schwur auf der Treppe, ins feindliche Lager überzugehen.

Dies feindliche Lager war überall, wo man den „leichten Ton“ verfeimte und sich fragte, woher denn die Zieglerin das Geld für ihre Soupers nehme, und überall wie eine Bombe der spottfüchtigen literarischen Leute eingeschlagen. In manchem Hause erzählte man furchtbare Dinge von dem, was bei der Zieglerin geschehen sollte.

Nach dem Abgang der Reimerin ergiff Pöhlkopf das Wort im Salon und sprach so viel durcheinander über Liebe und Ehe, daß die Gottschewin, als sie mit ihrem Mann auf der Straße war und vorsichtig hinter dem laternentragenden Diener hertrippelte, meinte, der elegante Herr sei „ein Phantast mit verwirrtem Gehirn“ und werde noch den ganzen Salon ins Gerede bringen, wenn nicht einem schmählichen Ende entgegenführen. Man müsse sich in acht nehmen.

Doch der grobe Mann fertigte die Gattin kühl mit den Worten ab, ein einhellig gewähltes Mitglied der deutschen Gesellschaft, wie es die Zieglerin als einzige Dame sei, werde man in Leipzig nicht fallen lassen.

Still lächelte die Gottschedin vor sich hin.

Oben im graugrünen Salon war unterdessen eine kleine lustige Gesellschaft zurückgeblieben. Ausgelassenheit kam ans Ruder, sobald das Souper aufgetragen und der Champagner entkorkt wurde. Man reimte, witzelte und verfasste eine geschriebene Zeitung, die sich „Schmerzende Gesellschaft“ nannte und deren Bekehrten ganz Leipzig fürchtete.

Heute verlagte Philippis Witz als man die Nummer zusammenstellte.

„Sie sind heute ganz ohne Geist, Professor“, rief einer. „Die Endamion, den Diana flieht.“

„So ist's“, meinte der Angeredete wehmützig und blickte zur Zieglerin: „Nur Sie können mir helfen, teure Freundin! Man lachte den Schwärmer aus, aber der Spott berührte ihn nicht. Er beugte sich in gefühlvoller Pose zum Sessel der Herrin des Hauses und vertraute ihr sein Liebestreben. Trotz ihrer frauenrechtlichen Bestrebungen war sie Weib genug geblieben, sich für die Liebesangelegenheiten ihrer Freunde zu interessieren. Seit sie selbst „Cythereas Barke verlassen, um in Minervas Heiligthum zu beten“ wie sie in einem Brief an Gottschied gesagt.

Also Professor Philippis war verliebt und diese Liebe sollte zur Ehe führen, denn es handelte sich um die reiche Bankierstochter Charlotte Blumauer. Sie oder vielmehr ihr Geld hatten es der empfindlichen Seele des Professors angetan. Er hat die Zieglerin, die Angelegenheit distret zu vermitteln und verpackt sich erkenntlich zu zeigen, sobald die Mitgift in seinen Händen sei. Die Zieglerin hörte auf, der Salon bedurfte dringend einer neuen Finanzierung. Man besprach die Sache, einigte sich und beschloß, die Familie Blumauer zu einem literarischen Souper einzuladen, bei dem Amors statt vergoldeter Pfeil losgeschossen werden sollte.

Herr Pastbalar v. Stimmweh, der auf der anderen Seite saß, rief über den Tisch: „Keine Heiratsgeschichten, Christianchen, kuppeln Sie nicht! Das ist schon der alten Sappho schlecht bekommen.“ Der seine Lebensfrüher hatte eine Scheu vor allem, was die Ehe betraf, weil er selbst unliebame Erfahrungen gemacht hatte. Er sprang auf, nahm eine Blume in die Hand und nierte in drohlicher Haltung vor der Zieglerin nieder: „Machen Sie nichts Dummes verheiraten Sie den Professor nicht!“

Sie wehrte lachend ab, und ein anwesender junger Maler skizzierte die Szene.

Es war spät geworden, als die lustigen Gäste sich trennten. Philippis pendelte leicht angeheitert und lockungsfroh mit Herrn v. Stimmweh nach Hause. Er sah sich bereits als Bräutigam der reichen Charlotte und machte zu seinem Begleiter eine unvorsichtige Bemerkung darüber, die dieser am anderen Tage wiederholte, zufällig in Gegenwart der Jungfer Keimerin.

Die Keimerin machte große Augen und sie meinte erstaunt: „Selbst, der reichen Blumauerin erweist unsere Sappho den Liebesdienst, andere Mädchen weißt sie schnippslich ab.“

„Die werden wohl versäumt haben, den richtigen Weg zu beschreiten“, antwortete blickt eine dünne, gelächliche Dame neben ihr und machte die Bewegung des Geldzählens. Sprachlos blickte die Keimerin sie an. So etwas war ihr nicht in den Sinn gekommen.

„Unschuld vom Lande! Der sogenannte literarische Salon ist doch das reine Kuppelhaus. Wer soll denn sonst die Champagnerloupers bezahlen. Keine Dame, die sich respektiert, betritt mehr die Schwelle. Die Dame mit dem scharfen Urteil war, als der Salon Ziegler zu allgemeinem Neid aufblühte, niemals zu ihrem Scherz eingelassen worden, denn man mußte schön und witzig sein, um teilzunehmen am Herabfallen Leben.“

Nun wußte die Keimerin genug und ließ sich in ihrer Sanfte eilends zur Madame Blumauer fragen, die sie oberflächlich kannte, die reiche Frau und ihr Tochterlein vor dem geplanten Überfall zu warnen. Frau Blumauer nahm den Rat sehr kühl auf und tat nicht dergleichen, als ob sie die Sache weiter berühre. Ja, sie erwähnte beiläufig, ihr Mann habe eine Einladung der Frau Ziegler angenommen und für zwei Personen seiner Familie zugesagt, sie selbst sei leider nicht wohl genug, des Abends auszugehen.

Diese Zulage erregte große Freude im Hause der Zieglerin, und Herr Philippis konnte sich in seiner frohen Erregung so wenig beherrschen, daß er schlechtere Verse denn je machte und die Gottschedin in ihrer Meinung über seine Person bestärkte. Am bestimmten Abend kam er so früh, daß er die Lichter anzünden half und als die Gäste sich fast vollständig verlampt hatten — nur Blumauers fehlten noch — sprach er ein Lob Homens, das mit Augenzwinkern und viel Beifall aufgenommen wurde.

Endlich öffnete der Diener nochmals die Thür, Philippis Herz klopfte, daß er fürchtete, die ganze Gesellschaft höre es, und herein trat, elegant, behäbig und lächelnd, Herr Blumauer, gefolgt von einem etwas verlegenen jungen Mann, dem Sohn eines Frankfurter Geschäftsfreundes, den er als Bräutigam seiner Tochter Charlotte vorstellte. Er habe ihn mitgebracht, da es für einen angehenden Weltmann höchst gewinnbringend sei, Leipzigs berühmtesten literarischen Salon zu besuchen.

Trotz dieses schönen Kompliments war die Stimmung verfliegen, und als gar ein witziger Kopf das Lob Homens zu wiederholen verlangte, dem anwesenden Bräutigam zu Ehren, empfiel sich Herr Philippis wünschend durch eine Seitentür.

Der armen Zieglerin brachte die Sache nur Ärger — wenn auch Herr Blumauer ein schönes „Douceur“ schickte — denn die Leipziger Damenwelt reagierte sich mächtig auf, hauste den Vorgang ins Maßlose und brachte den Salon immer tiefer ins Gerede. Frau Christine tröstete sich mit dem Eickhauser:

„Zwar ärgert mein Geschlecht sich wohl nicht wenig dran, es sieht mich, statt des Danks, mit scheelen Augen an.“

Und die Gottschedin lehnte ab als ihr an Stelle der ausgeschiedenen Zieglerin die Mitgliedschaft der Deutschen Gesellschaft angeboten wurde, und sagte: „Ehe Frau von Ziegler Mitglied war, wäre mir die Ehre zu groß gewesen, jetzt ist sie mir zu klein.“

So verliert der erste deutsche Salon in Klatsch und Gerede.

Tonn und Lukas.

Von Curt Seibert.

Tonn und Lukas kannten das Leben und die Menschen, sie wußten, daß die Dummen nie alle werden und sie verdienen an ihnen. Als das Geld mal wieder zur Keise gina, bekam Tonn eine glänzende Idee. Sie hoben von ihrer Bank das letzte Guthaben ab und teilten es in zwei Hälften. Von der einen ließen sie Kleists „Marquise von O.“ drucken, sehtausend Exemplare broschiert, als Titelbild die Szene in der Scheune. Dann schrieb Tonn einen Roman, einen schauerlichen Sittenroman „Die Brust im Dolch“, den sie für die zweite Hälfte ihres Geldes ebenfalls in sehtausend Exemplaren herstellen ließen, broschiert, mit einem Titelbild, das einen Baum darstellte, an dessen Zweigen eine Frau aufhängt war, einen meterlangen Säbel in der Brust.

Als diese Vorbereitungen beendet waren, schritten sie zur Tat. Sie brachten eine Kofiz heraus, ein Herr Tonn habe loben einen Sittenroman beendet, der demnächst erscheinen werde und der ein genaues Bild der berühmten Novelle „Die Marquise von O.“ darstelle. Es sei unerhört, daß heute mit solchen Mitteln gearbeitet werde. Jeder Leser werde das vollat beständigen können.

Da nur wenige Menschen im Besitze der Kleistschen Novelle sind, wurde das Buch, das Tonn und Lukas insipiden in großen Mengen auf den Markt geworfen hatten, fürmisch gekauft. Junge Mädchen und ältere Greise stürzten die Buchhandlungen, wo viele zu ihrem Erschrecken erfuhren, daß Kleist ein Klassiker sei. Aber nur wenige ließen sich dadurch abschrecken, und bald hatten Tausende die Geschichte der unglücklichen Gräfin gelesen.

Als die beiden nur noch zu bedauern hatten, daß sie nicht mehr von diesem Buch hatten drucken lassen, brachten sie eine neue Kofiz heraus. Soeben sei der mit Spannung erwartete Roman von Tonn „Die Brust im Dolch“ erschienen und es habe sich einwandfrei ergeben, daß von einem Blagiat keine Rede sein könne, wie auch das neue Buch die Kleistsche Novelle an Spannung und Sinnlichkeit bei weitem übertriffe. Jeder Leser werde das unklar feststellen können.

Wie ein Orkan auf dem Stillen Ozean legte die Sturm- welle der Käufer über die Läden dahin und riß den Händlern das Buch, das Tonn und Lukas inzwischen geschickt auf den Markt geworfen hatten, aus der Hand. Jünglinge und ältere Jungfrauen stauten sich vor den Sortimenten und waren erstaunt zu hören, daß Tonn kein Klassiker sei. Infolgedessen wurde das Buch noch stärker verlanat, und die Verleger brauchten nur noch zu bedauern, daß sie nicht mehr davon hatten drucken lassen.

Der ungeheure Erfolg der Tonnschen Idee ließ Lukas nicht mehr schlafen. Ihm ging es wie Demosthenes nach der Schlacht bei Gaugamela, er wälzte sein Gebirn wie ein Lexikon, durchstüberte alle Galten, warf Unbrauchbares heraus und ließ endlich nach acht Tagen auf einen glänzenden Einfall.

Sie gründeten eine Filmgesellschaft, Lotu-Film, Tonn und Lukas, G. m. b. H. (Gesellschaft mit beschränktem Hintergrund) und ließen eine Annonce los, daß sie für einen Kienlenprunkfilm eine Menge hübscher Mädchen suchten. Bedingung, jede müsse sich vom Photographen der Gesellschaft abnehmen lassen. Kostenpunkt vier Mark. Nachricht würde in drei Monaten ergehen.

Tonn fungierte als Photograph, kaufte sich einen Neun mal zwölf und hundert Platten. Jedes Bild so kostete er, kostete ihn eine Mark, Verdienst also drei Mark. Aber es kam noch ganz anders. Die Mädchen wollten die Bilder gar nicht sehen, sondern meinten, es genüge, wenn der Herr Filmdirektor sie zu Hause entwickeln lasse und prüfe. Also knipste Tonn ohne Platten, Kostenpunkt plus minus null, Verdienst vier Mark.

Es war auch besser so, seine Platten hätten gar nicht gereicht. Jeden Morgen standen sechs Mädchen vor seiner Wohnung, mit denen er zum Bismarckdenkmal aog. Dort knipste er im Schweiß seines Angesichts, während Lukas die leeren Kassetten wechselte. Das dauerte drei Monate, dann waren ihre Arme steif geworden. Sie wechselten die Wohnung und engagierten zwei junge Leute. Der eine knipst jetzt täglich hundert Mädchen, der andere schreibt zu Hause den schon Abgenommenen abschließenden Bescheid.

Tonn und Lukas aber sitzen im Sonnenschein hinter dem Bismarckdenkmal auf einer Bank. Tonn mit der „Brust im Dolch“, Lukas mit der „Marquise von O.“. Sie kennen das Leben und die Menschen, sie wissen, daß die Dummen nie alle werden und sie verdienen an ihnen.



Vom Tischleindeckdich.

Manche Dame, die man besonders gut und nett an-
gesehen antrifft, wenn man sie besucht, beantwortet die Frage,
ob sie Gäste erwarte: „Nein, Warum glauben Sie dies?
Weil ich so hübsch gekleidet bin? Nun ich ziehe mich doch für
mich an und nicht für andere.“ Dieser ästhetische Sinn, diese
Freude am Hübschen und Gepflegten erstreckt sich aber leider
bei den Damen oft nicht über ihre eigene Person hinaus.
Man sollte doch meinen, daß wirkliche, wahrhaftige Liebe fürs
Schöne nicht beim eigenen Lieben sich haltmache, sondern sich
zum mindesten auf jene Bezirke ausdehne, die die eigentliche
Domäne der Frau sind, also auf ihre Häuslichkeit und alles,
was damit zusammenhängt.

Nur von einem kleinen Ausschnitt dieses Herrschaftsbereiches,
dem Eßtisch, will ich hier sprechen. Ihn reinlich zu halten
und mit allem Notwendigen zu versehen, ist selbstverständlich.
Ihn darüber hinaus aber gefällig zu decken und zu schmücken,
sollte jeder Frau Bedürfnis sein. Auch beim Essen schmeckt
man nicht nur mit der Zunge, man genießt vielmehr auch
mit dem Auge. Dieses auch bei bescheidenem Mahle zu be-
friedigen, ist daher Klugheit, nicht etwa bloßer Luxus.

Der Tisch, an dem gespeist wird, und die Art, wie die
Schüsseln aussehen und gereicht werden, tragen viel zum Be-
hagen bei Tisch und zum Munden der Speisen bei. Das
alles, was auf den Tisch kommt, von weißlicher Sauberkeit
sein muß ist so selbstverständlich, um darüber zu sprechen,
Auf das Tischdich lege man eine nicht zu kleine Mitteltische
oder einen breiten Tischläufer. Je nach dem Charakter des
Hausbauwerks wird man über eine Anzahl einfacher oder ele-
ganterer verfügen. Sie verleihen dem Tische etwas Freund-
liches, Gemüthliches und haben ausser dem Vorteil das Tisch-
dich zu schonen. Wird die Schmutzdecke fleckig, so ist sie leicht
zu wechseln; man spart also durch sie an Wäsche.

Vor jeden Sitzplatz stelle man einen flachen Teller und
lege ein kleines Deckchen darauf, damit die kochenden Sup-
pen, die Gemüse- oder später die gewärmten Fleischsteller
nicht klappern. Geräuschlosigkeit beim Servieren und beim
Hantieren mit den Geschirren sei überhaupt Regel! Auf der
rechten Seite findet das Fleischbesteck Platz, auf der linken
Seite das Fisch- oder Dessertbesteck, über dem Teller der
Suppen- sowie der Kompott- oder Soßeöffel. Bei größerer
geladener Gesellschaft legt man gewöhnlich jedem einzelnen
Gast sämtliche erforderlichen Gabeln links neben den Teller
sämtliche Messer hingegen auf die rechte Seite.

Man bedenke natürlich stets in Anbetracht dessen, was die
jeweilige Speisefolge erfordert. Schon aus der Anzahl der
Bestecke kann der Tischgast auf die Anzahl der Gäste
schließen, und sich mit seinem Appetit danach einrichten. Das
neben jedes Gedeck rechts oben das Glas oder die Gläser ge-
hören, brauche ich nicht zu sagen. Sind mehrere Gläser für
den einzelnen erforderlich, so stelle man sie nicht wild durchein-
ander, sondern in kräftiger Linie kreuzweise derart, daß
das kleinste Glas vorn steht.

Man beachte ferner, daß Salz und Pfeffer, Streusand
und Senf, bei längerem Tische in mehreren Exemplaren, nur
Salzzeit auch eine Essig- und Olivenölzeit nicht fehlen.

Der Vorlegetisch für Suppe, Gemüse, Sauce, Kartoffeln
und Kompott sowie das Transchierbesteck und die Vorle-
gabel für Fleisch liegen auf der Anrichte bereit oder im ein-
fachen bürgerlichen Haushalt meistens neben der Hausfrau
die in vielfach im gewöhnlichen Kreise bei Tische transchirt und
das Essen verteilt, während das Mädchen mit einem Tablett
oder Serviertuch neben ihr steht, um die gefüllten Teller ab-
zunehmen und heranzureichen. Die gefüllten Teller wie auch
die Schüsseln, die zur Selbstbedienung angeboten werden,
werden von links gereicht, die geleerten Teller von rechts ab-
genommen.

Der Brotkorb fehle nicht auf dem Eßtisch, auch nicht die
meist durch den Serviertuchring gekennzeichneten Mundtücher.
Bei geladenen Gästen legt man gewöhnlich das Brot für jeden
Gast auf dessen gefaltete Serviette.

Man achte recht sorgfältig darauf, daß nichts Notwen-
diges auf dem Tische und der Anrichte fehlt, denn es ist un-
gemüthlich, wenn fehlendes erst während der Mahlzeit geholt
werden muß. Deshalb prüfe das Auge der Hausfrau den
Tisch ehe zum Essen gerufen wird.

Der Schmuck einer Festtafel mit Blumen, auch mit Ker-
wendung von Spiegeluntersätzen, Lichtern und Bändern
u. dal. ist ein Kapitel für sich. Aber auch der tägliche Tisch
sollte nicht nur sorgfältig gedeckt, sondern auch mit ein paar
billigen Blumen, wenn möglich mit einer Schale mit sterlich
geordnetem Obst geschmückt sein; und nicht nur der Mittags-
und Abendbrotstisch, auch der Frühstückstisch sei nett und
freundlich zurecht gemacht. Auch hier sollten Blumen nie
fehlen. Der erste Blick am Morgen, der erste Eindruck ist bei
sensiblen Menschen oft bestimmend für die Laune des Tages.

Und wie der Tisch wohl imstande ist, die Stimmung zu be-
heben und den Appetit anzuregen, so vermag dies vielleicht
noch in erhöhtem Maße das Aussehen der Speisen und die
Art, wie sie gereicht werden. Die einfachste Form eine Schüssel
zu schmücken, ist das Belegen mit grüner Petersilie; viel ver-

breitet ist auch der Brauch, durch ein untranschirtes Braten-
tuch einen Spieß zu stechen, der recht nett aussieht, wenn man
ihn durch eine kleine geschälte rote Kartoffel, ein Stück ge-
putzte Mohrrübe oder eine kleine Tomate und eine gelochte
Morchel zieht; und oben etwas fraue Petersilie oder ein paar
geruchlose Blüten anbindet. Allgemeiner Beliebtheit erfreut
sich das Garnieren einer kalten Platte oder eines Salates mit
Zitronen- Gurken- und Tomatenscheiben sowie mit abgedamtem
weißem oder rotem Gelee. Vermeiden sollte man dabei, auch
solche Dinge zu verwahren, die eine Schüssel leicht unansehn-
lich, ja geradezu unichön machen wenn sie längere Zeit steht
oder angebrochen wird, z. B. rote Rüben oder gar Preisel-
beeren. Der rote Saft, der dann oft wie kleine Rinne über
das Gericht läuft, wirkt nichts weniger als schmeckend oder
Appetit anregend.

Reizvoll ist oft das Anrichten von Vorspeisen in einem
großen Kabarett, dessen einzelne Teile je nach der Art der
Füllung garniert sind. Wo ein Kabarett fehlt, kann statt
dessen gut ein großer Korbbüschel, wie sie oft von Obsthandlern
zu Arrangements verwendet werden, oder ein solches
Tablett gebraucht werden, indem man zunächst ein weisses
oder ausgeblasenes Papier auflegt und darauf dann kleine
gefüllte Schüsseln oder große Muscheln verschiedenen Inhalts
nett geordnet.

Es würde zu weit führen, wollte ich angeben, wie teatliche
Speise gereicht werden sollte, denn je nach ihrer Eigenart ver-
langt sie auch verschiedene Anordnungen zu werden. Einige Bei-
spiele mögen genügen.

Ungeheim wirksam und appetitlich sieht ein Rand aus
gepörrtem Kartoffelmus aus, der im Braten goldfarben
geboden wird. Wie ein feiner Rahmen umspannt er das
darin angerichtete passende Fleisch, oder Fischgericht. Von
selbst erhebt sich die Garnitur von Hüner-, Fleisch- oder Fisch-
krassates mit gefüllten Krebsgallen, Solitärseuronen und
etwas von all dem feinen Gemüse, das diese gemengten
Speisen enthalten. Für kleines Geflügel wie junge Hähnchen,
Lauben oder Rebhühner bereite ich gern ein Vorker aus
überbadetem Kartoffelbrei oder noch lieber aus passend ge-
schnittenen, geröstetem, rindenlosem Brot. Dieses Vorker
muß etwa so lang wie der Innenraum der Schüssel sein, auf
der serviert wird. In der Mitte lasse ich meist einen schmalen
flachen Grat stehen, auf dem bei Hähnchen und Lauben das
Geflügelchen seinen Platz findet. Bei Rebhühnern lege ich
geröstete Semmelscheiben mit einem Buter des Rebhüh-
felles gestrichen auf den Grat. Das halbierte Geflügel kommt
auf die schräg abfallenden Vorkerwände rechts und links vom
Grat zu liegen. Die Hähnchen- und die Laubenplatte schmücke
ich an beiden Schmalseiten mit einem Strauß grüner Peter-
silie. Die Rebhühnerschüssel umstelle ich mit kleinen Muscheln
mit Quittenaelee oder Preiselbeeren und schmücke das Ende
der Schüssel oder auch die Mitte mit einem Stab, den ich in
das Vorker hineinstecke. Dieser Stab mit rotem Band sterlich
umwunden und mit Rebhühnerschüssel und roten und
blauen Preiselbeeren garniert, gibt der Platte ein äußerst
beheres, festliches, einladendes Ansehen. Ähnlich wirkt auch
der gut angeordnete Kranz. Ich bestreue den Kopf den ich
am lauen gekleideten Hals lasse, die Hülsen und den farben-
prächtigen Scheit mit starkem Blumenstrahl an einem gut
zurecht geschmittenen gerösteten Stück Brot und lege auf dieses
Brotstück die einzelnen Fleischteile derart, daß das Ganze wie
ein vollständiger Kranz wirkt. Auch diese Schüssel garniere
ich mit gerösteten Brotstücken, die mit Butter bestrichen
sind, sowie mit kleinen Muscheln oder Schalen mit Krustaelee
und einigen Beerenweinelein.

Dies sind nur einige Beispiele. Der Phantasie und dem
Geschmack der Hausfrau bleiben unbenutzte Möglichkeiten.
Sie beanüge sich nicht, Köstliches zu Tisch zu bringen, sondern
bemühe sich auch, es auf köstliche Art zu reichen. R. G.

Die praktische Hausfrau.

Kopfschmerzen-Mittel. Gegen nervöse Kopfschmerzen
helfen Geraniensblätter, die man in die Ohren krat. — Eine
Linderung bereitet auch ein aus Moosbeeren (Sumpfbeeren)
zubereitetes Glas Limonade. — Ein aus leichten Aufregungen
entstandener Kopfschmerz verschwindet nach dem schlafweisen
Leeren eines Glases Aderwasser.

Verhütung des Lampenrauchs. In starken Eifen getaucht
und wieder getrocknete Dochte verbreiten beim Brennen weder
Rauch noch Geruch.

Neue Bücher.

Bobaths Hausbücher. Die Serie der bekannten selben
hauswirtschaftlichen Bücher verschiedenster Art ist loben um
die nachgekauften fünf Bändchen (zunehmend sehr im ansehn)
erweitert worden: Vor Antritt des Rates und Der Rat
im Hause von Geh. Sanitätsrat Dr. H. Jacob — Hygiene die
nichts kostet — Die Pflege der Kleidung und Die schöne Woh-
nungseinrichtung von Gertrud Krähe. Allerhand Neues und
wertvolle Winke für die junge Hausfrau und die erfahrenen
Hausmütter werden in gefälliger Form sowie übersichtlicher
Anordnung geboten, vielfach durch Abbildungen erläutert.